

Gottesdienst am 05.05.2016

Johannes 21,1-14

Prediger/Predigerin: Elke Mielke

PS – bei diesen beiden Buchstaben werden die meisten ans Auto denken, an Pferdestärken und Motorleistung. Jüngere Leute denken an die Playstation. Ps – das steht aber viel länger schon für Postskriptum. Ein Postskriptum ist ein Nachtrag zu einem Brief oder auch – heute – einer Mail. Um so ein Postskriptum soll es heute Morgen gehen.

Das Markusevangelium erzählt uns die Himmelfahrtsgeschichte in ganz knapper Form – einem einzigen Vers. Lukas berichtet davon ebenfalls nur kurz am Ende seines Evangeliums, knüpft dann daran aber an mit einem ausführlichen Bericht am Beginn der Apostelgeschichte.

Matthäus und Johannes schweigen zu diesem Ereignis.

Stattdessen macht Johannes mit dem Kapitel 21 einen Nachtrag zu seinem Evangelium. Eigentlich hat er mit dem Ende von Kapitel 20 die Jesusgeschichte abgeschlossen. Die letzten Verse dieses Kapitels sind eindeutig Schlussätze.

Dann aber gibt es so etwas wie ein PS unter einem Brief, ein österliches Postskriptum. Etwas, das nun doch noch gesagt werden muss.

Dieses österliche Postskriptum lese ich als Predigttext: Johannes 21,1-14.

TEXT

Bevor heute ein neues Produkt auf den Markt kommt – sei es ein technisches Gerät, ein Medikament, ein neues Computerprogramm – wurde es zuvor allen erdenklichen Tests unterzogen. Tests, die die Wirksamkeit des Medikaments, die Haltbarkeit des technischen Geräts, die Sicherheit eines neuen Programms belegen sollen. Je nachdem, worum es sich handelt, gehören auch Belastungstest zum Standardprogramm.

Wenn eine neue Brücke in Betrieb genommen wird, dann ist es z.B. üblich, als letzten Test schwer beladene LKWs über die Brücke fahren zu lassen, so viele gleichzeitig und so extrem schwer beladen, wie es im normalen Betrieb niemals vorkommen würde. Wenn das klappt, wenn die Brücke das aushält, dann muss man für keine zukünftige Verkehrssituation mehr fürchten. Dann ist die Brücke sicher und kann freigegeben werden. Dann hat die Brücke den Belastungstest bestanden.

Wird Ostern den Belastungstest bestehen?

Diese Frage stellt sich für jeden, der die Jesusgeschichte bis zum Ende von Johannes 20 gelesen oder gehört hat.

Der Belastungstest für Ostern ist der Alltag.

Und es ist tiefster Alltag, in den wir mit der Geschichte aus dem Johannesevangelium Kapitel 21 eintauchen.

Sieben Jünger am See Genezareth.

Petrus, Thomas, Nathanael, Jakobus, Johannes und zwei, deren Namen nicht genannt werden.

Schon das weckt Fragen: Wieso nur sieben? Wo sind die anderen sechs? Sind das die ersten Zerfallerscheinungen des Zwölferkreises? Zerbricht die Gemeinschaft? Jetzt schon, gerade einmal etwa zwei Wochen nach dem Ostermorgen? War's das?



Es liegt eine tief depressive Stimmung auf dieser Szene.
Ob sie sich miteinander beraten, wie es jetzt weiter gehen soll? Ob sie sich Mut zusprechen, sich ihrer Zusammengehörigkeit versichern? Von all dem hören wir nichts.
Stattdessen hören wir von einer einsamen Entscheidung:
Petrus fällt für sich: Ich will fischen gehen!
Er kehrt zurück hinter den Menschenfischerauftrag, den Jesus ihm gegeben hatte. Und die anderen sechs Jünger: Wir kommen mit! Sie haben auch keine bessere Idee. Fischen ist genauso gut oder genau so schlecht wie rumhängen.
Dasselbe Galiläa wie vor der Jesusbegegnung. Derselbe See Genezareth. Dieselben Netze. Dieselben Handgriffe. Dieselben Leute.

Und dann – als Krönung des Ganzen - der Satz: **„In dieser Nacht fingen sie nichts!“**

Ein Satz, schwer wie Blei.

Zur Perspektivlosigkeit kommt die Erfolglosigkeit. Alltag von der schlimmsten Sorte.

Und der Glaube, der das Schwarz des Karfreitags überstanden hatte – überstanden durch die Erscheinungen des Auferstandenen – dieser Glaube droht jetzt im Grau der Alltäglichkeit unterzugehen. Da kommt der Glaube an seine Grenze. Das Grau, die Tristesse des Alltags, ist manchmal schwerer zu bestehen als das Schwarz, als die wirklich dunkeln und schweren Lebensabschnitte. In der zähen Suppe der grauen Alltäglichkeit und Routine ist der Glaube oft schwerer zu leben und zu bewähren als in den wirklichen Krisenzeiten unseres Lebens. Manchmal ist Grau schlimmer als Schwarz.

„Und in dieser Nacht fingen sie nichts!“

Ein Satz, schwer wie Blei.

Was hält dem stand? Was wäre dem entgegenzusetzen? Was müsste auf der anderen Seite der Waagschale liegen, um diesen bleischweren Satz aufzuwiegen?

Auf die andere Seite der Waagschale legt der Evangelist Johannes den Satz:

„Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer!“

Was für ein Satz. Als hätte Gott selbst das Licht eingeschaltet.

Diese beiden Sätze stehen unmittelbar nebeneinander – einer so wuchtig wie der andere.

„Und in dieser Nacht fingen sie nichts!“

„Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer!“

Wo Nacht war, bricht ein neuer Morgen an.

Da hat die Redewendung von der „Herrgottsfrühe“ mal wirklich ihr Recht.

Denn hier, wo die Jünger nichts mehr erwarten, tritt Jesus ans Ufer.

Maria erscheint er am Ostermorgen in ihrer *Trauer*, den Jüngern am Abend des Ostertages in ihrer *Furcht*, Thomas 8 Tage später in seinem *Zweifel*; jetzt diesen sieben Jüngern in ihrer *Erfolglosigkeit*.

Es sind unwirtliche Lebenslagen, in denen er unerwartet „am Ufer steht“, da ist, seine Nähe schenkt.

Dass Jesus am Ufer jedes neuen Tages steht, das ist unsere Zukunftsperspektive.

Für unser Leben. Für unseren Dienst. Für unseren Alltag.

Das gilt seit der Himmelfahrt Jesu. Das ist die Himmelfahrtsbotschaft in diesem österlichen Postskriptum.

Nicht mehr nur am Ufer des Sees Genezareth steht Jesus seit seiner Heimkehr zum Vater.

Er steht jetzt an jedem Ufer eines jeden neuen Tages, der für uns beginnt. Steht neu vor uns, um uns seine Hilfe anzubieten.

„Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer!“



In diesem Satz wird unser Blick fokussiert. Alles andere wird in diesem Augenblick ausgeblendet: das Meer, das Boot, die leeren Netze, die Müdigkeit der Jünger. Alles ausgeblendet. Nur noch: Jesus am Ufer.

Das erinnert mich an die Verklärungsgeschichte. Da geschieht Ähnliches. Dort heißt es: „Als die Jünger ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein!“. Da wird auch alles andere – so außergewöhnlich es ist - ausgeblendet: das Licht, die Himmelsstimme, Mose und Elia. Alles ausgeblendet. Nur noch: Jesus allein.

Dieselbe Fokussierung.

„Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer!“

Das wäre eine Bitte an diesem Morgen: dass uns solche Fokussierung, dieser Blick, manchmal geschenkt wird, diese Zentrierung des Blicks unter Ausblendung alles anderen: „Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer!“

Dass Jesus am Ufer jedes neuen Tages steht, das ist jetzt unsere Zukunftsperspektive.

Spricht Jesus zu ihnen: „Kinder, habt ihr nichts zu essen?“

Sie antworteten ihm: „Nein“.

Jesus sieht die Bedürftigkeit der Jünger. Ihren Mangel.

Und darin klingt weit mehr als eine Lebensmittelfrage.

Es geht um ihren und unseren „Lebensvorrat“. Es fehlt ihnen an weit mehr als an etwas zu kauen.

Leere Netze. Leere Mägen. Leere Seele.

Jesus sieht dieses Vakuum.

Er sieht die Verlegenheit, in die sie durch die Frage nach ihrem Lebensvorrat geraten.

„Kinder, habt ihr nichts zu essen?“

Das ist eine dieser typischen Fragen der Bibel. Dieser Fragen, die Klarheit schaffen, weil sie so elementar, so schlicht sind; die uns der Wahrheit über unser Leben näher bringen.

Adam, wo bist du?

Kain, wo ist dein Bruder Abel?

Frau, warum weinst du?

Willst du gesund werden?

Was willst du, dass ich für dich tun soll?

Petrus, hast du mich lieb?

„Kinder, habt ihr nichts zu essen?“

Fragen, die uns der Wahrheit über unser Leben näher bringen.

Und jetzt finde ich das ganz stark, wie die Jünger reagieren. Sie sagen schlicht: „Nein!“ Nein, wir haben nichts.

Das! – ist die ganz Wahrheit. Und die vernebeln sie nicht durch wortreichen Erklärungen. Kein Palaver darüber, warum es gerade heute mit dem Fischen nicht geklappt hat. Kein Gejammer. Keine Absichtserklärungen, wie man es morgen besser machen will. Keine Pläne, was jetzt zu tun ist. Keine Analysen, Handlungsalternativen, Prognosen, Programme. Stattdessen das schlichte Eingeständnis ihrer Bedürftigkeit.

„Kinder, habt ihr nichts zu essen?“ Sie antworteten ihm: „Nein“.

Wir überspringen das gern. Wir halten den Blick auf unsere leeren Hände nicht aus. Wir sind in solchen Situationen deshalb ganz schnell bei neuen Ideen und neuen Programmen. Meinen, mit Machergeist kämen wir zu neuem Lebensvorrat. Aber das klappt nicht.

Wodurch gewinnen denn die Jünger eine neue Perspektive?

Dadurch, dass aus Machern erst einmal Empfänger werden. Ihre Schufferei mit Netzen und Boot hat noch nicht einmal die Leere im Magen gefüllt – von dem anderen, dem eigentlichen Vakuum ganz zu schweigen.

Ihr schlichtes Nein auf die Frage Jesu macht aus Machern Empfänger – und die können dann auch wieder etwas tun.

Mit Machergeist werden wir die zur Neige gegangenen Lebensvorräte nicht wieder auffüllen.

Machen ist oft so leicht – und Empfangen oft so schwer.

Aus Machern müssen Empfänger werden – und dann sind neue Schritte möglich:

Ein zweites Mal werfen sie die Netze aus – jetzt auf das Wort Jesu hin – und bringen reichen Fang ein.

Als sie dann aber mit ihren 153 Fischen endlich an Land sind – große Überraschung. Es ist schon alles fertig. Ein Kohlenfeuer brennt. Es riecht nach gebackenem Fisch und nach geröstetem Brot. Alles da, alles schon fertig für das Frühstück am See.

Ob Petrus bei dem Kohlenfeuer wohl an jenes andere Kohlenfeuer gedacht hat, an dem er – es ist erst ein paar Tage her – Jesus verleugnete?

Und ob sie alle verstehen, was dieses fertige Frühstück sagt – nämlich dass selbst dann, wenn sie wirklich nichts gefangen hätten, wenn sie wirklich mit leeren Netzen und Händen und Herzen gekommen wären, dass auch dann für sie gesorgt gewesen wäre?

Jesus schickt sie zwar, auch von ihren Fischen zu holen. Er achtet ihren Fang nicht gering.

Aber satt geworden wären sie auch ohne ihn. Er, der Herr, hat ja längst für alles gesorgt.

Ob wir das verstehen? Dass auch dann, wenn unsere Hände leer sind, für uns gesorgt ist. Dass wir deshalb keine Angst mehr haben müssen vor unseren leeren Netzen und Händen und Herzen.

Wir werden diese tiefgründige Geschichte heute Morgen nicht ausloten.

Etwa die Frage, was es mit den 153 Fischen auf sich hat. Oder mit dieser eigenartigen – ja, soll man sagen – Konkurrenz zwischen Petrus und dem so genannten Lieblingsjünger.

Das müssen wir jetzt außen vor lassen.

Aber auf den Anfang und auf das Ende möchte ich Ihren Blick noch lenken.

Am Beginn der Geschichte, als Jesus von fern am Ufer steht, da heißt es: **„Die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.“** Und am Ende dann: **„Sie wussten, dass es der Herr war.“**

Eine ganze Zeit bleibt das in der Schwebe. Ist das nun wirklich Jesus, der am Ufer steht? Ist Jesus wirklich mit von der Partie? Auch Jesus lässt das für sie in der Schwebe. Ganze Lebensabschnitte können so vergehen. Manche Entscheidung muss so gefällt werden. Manchmal ist das das Leben: Netze auswerfen, Netze einholen. Dabei immer wieder fragen: Ist er dabei? Ist das wirklich er, der am Ufer steht?

Aber zuletzt ist da die neue Gewissheit. Er selbst schenkt sie. **„Sie wussten, dass es der Herr war.“**

Lassen wir uns das also heute, am Himmelfahrtstag sagen:

An jedem neuen Morgen, der kommt, steht Christus am Ufer, steht er wieder vor uns. Er fragt uns: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Die ehrlichste Antwort sind unsere leeren Hände. Er wird sie füllen.

Wird neuen Lebensvorrat schenken und neue Gewissheit. Und dann wird auch wieder Kraft da sein, an die Arbeit zu gehen. Amen.